



**Hansgeorg
Schmidt-Bergmann
und Manfred Bosch**

Für viele ist es eine Qual, für manche eine Obsession – das Schreiben. Die ersten Buchstaben auf dem Papier, das erste beschriebene Blatt oder die ersten Sätze auf dem Bildschirm – was sind gegenwärtig die Gründe, die einen dazu bewegen, zu schreiben? Und wie verhält sich das Schreiben zum eigenen Leben? „Alles Geschriebene erzählt von der Biographie der Gefühle des Autors“, konstatiert Jagoda Marinić – und: „Man kann schreibend der sein, der man ist“.

Mit diesen Reflektionen beginnen die Beiträge über autobiographisches Schreiben. Sie ergeben zusammen eine kleine Poetik, die kenntlich macht, was sich in der Literatur oftmals nur verhüllt darbietet – ein Ich, das stillzustellen versucht, was flüchtig ist: die eigene Lebenszeit und den gelebten Augenblick: „der Blick der Augen jetzt, die Ewigkeit darin einsehbar“, formuliert Patrick Roth und artikuliert damit das Begehren über das je eigene Leben hinaus zu wollen. Korrespondierend dazu Erika Burkart: „Etwas kommt, rauscht vorbei, geht weiter, verschwindet“ – und: „Warum blieb Gott, da er doch auferstand, nicht bei uns?“ Da die Gewißheiten verschütt gegangen sind, wird der Verlust wieder erfahren. Was „Sinn“ sein könnte, muß neu gedacht werden, jenseits des alltäglichen Getriebes – hier hat Literatur heute seinen „Widerspruchsort“, wie Hermann Kinder ausführt, gerade auch die autobiographische.

Dem „Namenlosen“ gibt die Schreibende ein benennbares Gesicht, andere begeben sich auf die Suche nach der vergangenen, aber nicht verlorenen Zeit, wie Werner Dürrson, Arnim Ayren und Klaus-Dieter Diedrich – und das ohne ausschließlich bei sich selbst zu verweilen. „Meine Zunge ist nicht gelähmt“, schreibt Rosemarie Bronikowski, „kommt Zeit, kommt Wort, kommt Satz“, konstatiert Eva Berberich. Doch was passiert, wenn die Worte ausbleiben, Sätze nicht mehr zustande kommen? Das führt Freddy Hansmann aus, ein nachdrückliches Plädoyer für das Schreiben aus der Erfahrung des Verlustes.

Leser und Schreibende werden durch das biographische Schreiben aufeinander bezogen. „Die Lust am Text bringt auch eine freundschaftliche Wiederkehr des Autors mit sich“, hat Roland Barthes behauptet. Die Geschichte der Schriftlichkeit ist noch nicht an ihr Ende gelangt, im Gegenteil: „in der Poesie das Wunder der Schönheit verwirklicht zu sehen“, Sätze, wie dieser von Walter Helmut Fritz, verweisen einerseits auf eine ästhetische Erfahrungsform, die vielen fremd geworden ist, andererseits auf das Mögliche, das der Umgang mit Kunst erfahrbar macht.

Essays über die zeitgenössische elsässische Literatur, die *Blauen Hefte* René Schickeles, und ein Text des vergessenen Robert Reitzel ergänzen die literarischen Beiträge der vorliegenden *allmende*, der zweiten Nummer aus Karlsruhe. Die Reaktionen auf den Neustart waren bisher ermutigend. Wie die Zuschriften verdeutlichen, ist es gelungen, Diskussionen anzustoßen. Die *allmende* möchte ein Organ der literarischen Selbstverständigung sein, entgegen der Behauptung, daß eine „Öffentlichkeit“ nicht mehr existiere. Das mag momentan so erscheinen, zusammen aber verhelfen wir ihr wieder zum Leben.